

(Nachdruck verboten.)

47

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Nikolai hörte zu, nickte und putzte hastig seine Brille, Sophie betrachtete sie mit großen Augen und vergaß, weiter zu rauchen. Sie saß dem Klavier halb zugewandt und berührte mit den zarten Fingern der rechten Hand leise die Tasten. Der Akkord schlängelte sich behutsam in die Rede der Mutter ein, die ihre Gefühle schnell in einfache, herzliche Worte kleidete.

„Jetzt kann ich etwas von mir, von meinen Leuten sagen . . . weil ich das Leben verstehe . . . Ich habe aber angefangen zu begreifen, sobald ich vergleichen konnte. Früher lebte ich so dahin und hatte keinen Maßstab, den ich anlegen konnte. Wir leben ja alle gleichmäßig. Jetzt sehe ich aber, wie andere leben, beobachte, wie ich selbst gelebt habe und da ist es bitter für mich und schwer zurückzudenken . . . Nun, man kann ja nicht umkehren, und selbst wenn man es könnte — die Jugend holt man nie wieder ein.“

Sie dämpfte ihre Stimme und fuhr fort:

„Vielleicht sage ich etwas nicht richtig, und es hat überhaupt keinen Zweck, es zu sagen, weil Sie das alles selbst besser wissen, aber ich spreche ja von mir . . . Sie selbst haben mich Ihnen gleichgestellt . . .“

Tränen freudiger Dankbarkeit klangen aus ihrer Stimme, sie blickte die beiden mit lächelnden Augen an und sagte:

„Ich möchte mein Herz vor Ihnen öffnen, damit Sie sehen, wie ich Ihnen Gutes und Schönes wünsche.“

„Das sehen wir!“ sagte Nikolai leise. „Sie machen uns einen Freudentag.“

„Wissen Sie, was mir scheint? Mir scheint, daß ich einen Schlag gefunden habe und reich geworden bin . . . so reich, daß ich alle beschenken kann! Das ist vielleicht nur meine Dummheit, die sich da regt . . .“

„Reden Sie nicht so!“ sagte Sophie ernst.

Sie konnte ihren Wunsch nicht bezwingen und sagte ihnen wieder, was für sie selbst neu war und ihr ungeheuer wichtig vorkam. Dann erzählte sie von sich, von ihrem armen Leben voller Kränkungen und geduldiger Leiden, erzählte und — verstummte plötzlich; es war ihr, als wenn sie aus sich selbst heraus getreten wäre und von jemandem andern spräche . . .

In einfachen Worten, ohne Born, mit leichtem Lächeln des Bedauerns auf den Lippen, enthüllte sie vor ihnen eine Reihe gleichmäßiger, grauer, trauriger Tage, zählte die Schläge des Gatten auf und wunderte sich über die wichtigen Anlässe zu diesen Schlägen, und über ihre Unfähigkeit sie abzuwenden . . .

Beide hörten ihr schweigend, aufmerksam zu, und wurden von dem tiefen Sinn der einfachen Geschichte eines Menschenkinds betroffen, das man für ein Stück Vieh gehalten und das sich selbst lange und ohne Murren als das gefühlt hatte, für was man es hielt. Es war, als wenn tausende von Leben aus ihrem Munde sprächen — alles, was sie durchgemacht, war alltäglich und einfach; aber so einfach und gewöhnlich lebte eine unzählige Menge von Menschen auf Erden, und ihre Geschichte, die in den Augen der Zuhörer stets mehr ins Weite ging, nahm die Bedeutung eines Symbols an. Nikolai stemmte die Ellbogen auf den Tisch, legte den Kopf auf die Handflächen, blickte sie durch seine Gläser gespannt an und bewegte sich nicht. Sophie hatte sich gegen die Stuhllehne zurückgeworfen und zitterte. Bisweilen flüsterte sie etwas vor sich hin und schüttelte abwehrend den Kopf. Ihr Gesicht war noch hagerer und blasser geworden, und sie rauchte nicht.

„Eines Tages hielt ich mich für unglücklich, mir schien, daß mein Leben — ein Fieber sei,“ sagte sie leise, den Kopf senkend. „Es war in der Verbannung. Ein kleines Bezirksstädtchen. Nichts zu tun, an nichts zu denken, als an sich selbst . . . Ich häufte all mein Unglück aufeinander und wog es aus Zeitvertreib: da hatte ich mich mit meinem Vater entzweit, den ich liebte, war aus dem Gymnasium fortgejagt und beleidigt, dann das Gefängnis, der Verrat eines Freundes, der mir nahe stand, die Verhaftung meines Gatten, wieder Gefängnis und Verbannung, der Tod des Gatten . . . und

mir schien damals, daß ich das allerunglücklichste Wesen sei . . . Aber all mein Unglück und noch zehnmal mehr wiegt nicht einen Monat Ihres Lebens auf, Pelageja Milowna . . . wiegt ihn nicht auf! Diese ständige Folter, Jahre hindurch. Wo nehmen die Menschen nur die Kraft zum Leiden her?“

„Sie gewöhnen sich daran!“ erwiderte Frau Massow leuzend.

„Ich glaubte, ich kenne dieses Leben,“ sagte Nikolai nachdenklich. „Wenn aber nicht ein Buch und nicht meine unzusammenhängenden Eindrücke davon erzählen, sondern, so wie hier, das Leben selbst, dann ist es schrecklich! Schrecklich sind die Kleinigkeiten, schrecklich das Nichtigke, die Sekunden, aus denen sich Jahre zusammensetzen . . .“

Die Unterhaltung floß nachdenklich dahin; die Mutter vertiefte sich in ihre Erinnerungen und zog aus der Finsternis der Vergangenheit die alltäglichen, kleinen Kränkungen hervor, schuf ein erschütterndes Bild der riesigen, stummen Schreden, in denen ihre Jugend untergegangen war. Endlich sagte sie:

„Ach, wie habe ich mich da verschwagt . . . Ist Zeit, daß Sie sich ausruhen! Man kann ja doch nicht alles erzählen . . .“

Bruder und Schwester verabschiedeten sich schweigend. Der kam es vor, als wenn Nikolai sich tiefer als sonst vor ihr verbeugte und ihr fester die Hand drückte. Sophie aber begleitete sie zu ihrem Zimmer und sagte in der Tür leise:

„Nun ruhen Sie aus . . . Gute Nacht!“

Aus ihrer Stimme wehte es der Mutter warm entgegen, und ihre grauen Augen streichelten ihr Gesicht so weich . . . Sie nahm Sophies Hand, preßte sie zwischen ihren Händen zusammen und antwortete:

„Ich danke Ihnen!“

IV.

Drei Tage waren in ununterbrochener Unterhaltung mit Sophie und Nikolai mit Erzählungen aus der Vergangenheit verfrischen, die sich erregt und hartnäckig vom Grunde der aufgewachten Seele erhob, über sich selbst erschraf und Erklärungen verlangte. Und die Aufmerksamkeit, mit der Bruder und Schwester der Mutter zuhörten, ließ diese ihr Herz immer weiter öffnen und es aus dem engen, dunklen Käfig, in dem es gelebt, befreien.

Am vierten Tage aber ersahenen sie und Sophie vor Nikolai als zwei ärmlich gekleidete Kleinbürgerinnen in abgetragenen Kittun Kleidern und Jacken, mit Manzen auf den Schultern und Stöcken in den Händen. Die Kleidung ließ Sophie kleiner erscheinen und machte ihr blaßes Gesicht noch strenger.

„Du siehst gerade aus, als ob Du Dein Leben lang gewallfahrtet hättest!“ bemerkte Nikolai zu ihr.

Als er sich von der Schwester verabschiedete, drückte er ihr kräftig die Hand, und der Mutter fiel noch einmal diese Einfachheit und Ruhe im Verkehr auf. Weder Küsse noch schmeichelnde Worte, und doch diese Aufrichtigkeit und gegenseitige Vorsorglichkeit! Dort, wo sie gelebt hatte, küßten sich die Leute viel, sagten sich viele freundliche Worte, bissen sich aber stets wie hungrige Hunde miteinander herum.

Die beiden Frauen schritten schweigend durch die Straßen der Stadt, kamen auf das Feld und gingen Schulter an Schulter auf dem breiten Wege, der sich zwischen zwei Reihen alter Birken hinzog.

„Werden Sie auch nicht müde?“ fragte die Mutter Sophie.

„Sie denken wohl, ich bin wenig gegangen? Darauf verstehe ich mich . . .“

Und mit fröhlichem Lächeln, als wenn sie von einem prächtigen Kinderstreich erzählte, berichtete Sophie von ihrer revolutionären Arbeit. Sie hatte unter fremdem Namen gelebt, falsche Pässe benutzt, sich verkleidet, vor Spionen versteckt, verbotene Schriften pudweise nach verschiedenen Städten transportiert, verbannten Freunden zur Flucht verholfen und sie ins Ausland geleitet. In ihrer Wohnung war eine Geheimdruckerei, und als die Gendarmen das erfahren hatten und zur Hausdurchsuchung erschienen, hatte sie sich eine Minute vor ihrer Ankunft als Dienstmädchen verkleiden können. Sie begegnete am Hauseingang ihren Gästen und ging ohne Uebergewand mit einem leichten Tuch auf dem Kopfe und mit einer Petroleumlampe in der Hand im Winter bei starkem

Frost durch die ganze Stadt, von einem Ende zum andern. Ein andermal kam sie in eine fremde Stadt zu ihren Bekannten, und als sie schon die Treppe hinauffstieg, bemerkte sie, daß bei ihnen eine Hausfuchung stattfand. Zur Umkehr war es zu spät, also klingelte sie entschlossen eine Treppe niedriger, trat mit ihrem Koffer bei den fremden Leuten ein und gab ihnen offen über ihre Lage Aufschluß.

„Sie können mich verraten, wenn Sie wollen, aber ich denke, Sie werden das nicht tun,“ sagte sie zuversichtlich.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zeugen.

Von Léon Karroff.

Ort der Handlung: Ein Gerichtssaal.

Der Präsident ist zu einem Diner eingeladen und hat es eilig mit der Sitzung zu Ende zu kommen. Der rechte Beisitzer sucht hartnäckig nach einem Reim für ein Sonett an seine Geliebte. Der linke Beisitzer, der an chronischem Magenkatarrh leidet, fragt sich unruhig, ob es nicht leichtsinnig gewesen sei, zum Frühstück einen Gummier zu essen.

Der Staatsanwalt, den Hals in einen meterhohen Stehkragen eingezwängt, das Monokel im Auge, ist wütend: aus der Peirat mit einer steinreichen, budligen Dame, deren Geld seine zerrütteten Verhältnisse ordnen sollte, ist nichts geworden.

Der Verteidiger, ein noch junger Mann, der mit Begeisterung an seinem Beruf hängt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, für seinen Klienten einen Freispruch zu erzielen.

Der Angeklagte, ein braver Spießbürger, der augenblicklich ein Bild des Jammers und der Verzweiflung bietet, glaubt immer noch, das Opfer eines bösen Traumes zu sein. Man beschuldigt ihn, einem blinden Bettler auf der Straße seine gesammelten Almosen gestohlen zu haben. Er leugnet mit wilder Energie, dann versinkt er in Teilnahmslosigkeit.

1. Der Belastungszeuge.

Der Präsident (zum Gerichtsdienner): „Rufen Sie den Schutzmann Malbati!“

Der Gerichtsdienner (rufend): „Herr Malbati! . . . Bitte den Zeugen durchzulassen . . . Hierher, mein Herr! (Ein Schutzmann tritt an den Zeugentisch und grüßt militärisch.)“

Der Präsident: „Ihr Name, Vorname, Alter, Beruf und Wohnung?“

Malbati: „Malbati, Remuphar Tristan, 40 Jahre, Schutzmann, Rue Lépic 112.“

Der Präsident: „Was haben Sie auszusagen?“

Malbati: „Am 18. dieses Monats hatte ich Dienst vor dem Warenhaus „Zum Paradies der Damen“. Auf einmal höre ich hinter mir Lärm. Die Leute laufen und schreien: „Haltet den Dieb!“ Ich drehe mich um und packe den ersten, der mir in den Wurf kommt. . . .“

Der Verteidiger: „Ich bitte den Gerichtshof, sich diese Angabe des Zeugen zu merken: Der Zeuge hat den ersten verhaftet, der ihm in den Wurf kam!“

Der Staatsanwalt: „Das ist absurd!“

Der Verteidiger: „Das sage ich ja!“

Der Staatsanwalt: „Ich meine: was Sie sagen, ist absurd. Der Zeuge hat erklärt, er hat den ersten verhaftet, der ihm in den Wurf kam, das heißt den, der den anderen vorauslief, und das ist natürlich der Dieb.“

Der Präsident: „Selbstverständlich! . . . Fahren Sie fort Zeuge!“

Malbati: „Ja, also ich bringe den Mann zur Wache. Dort durchsucht man ihn und findet in seiner Börse 34 Frank, was natürlich sehr verdächtig ist.“

Der Verteidiger: „Ja, wenn man nicht mehr 34 Frank bei sich haben kann, ohne sofort als Spießbube betrachtet zu werden!“

Der Staatsanwalt: „Ja, wenn man kein Spießbube ist, warum läßt man sich so zum Spaß verhaften?“

Der Verteidiger: „. . . .!“

Der Präsident: „Wo weiter, Zeuge! Hat der Angeklagte Widerstand geleistet?“

Der Verteidiger: „Nein. Nur protestiert.“

Der Präsident: „Sie haben nicht das Wort, Herr Verteidiger.“

Malbati: „Auf dem Transport zur Wache hat er geschimpft.“

Der Präsident: „Was hat er geschimpft?“

Malbati: „Esel, Doh, Lump — natürlich.“

Der Verteidiger: „Aber das widerspricht durchaus —“

Der Staatsanwalt: „Der Zeuge steht hier unter seinem Eid. Ich dulde nicht, daß man ihn beleidigt.“

Der Verteidiger: „Ich wollte nur sagen, wenn der Herr Staatsanwalt die Güte gehabt hätte, mich ausprechen zu lassen: das widerspricht durchaus den Angaben eines anderen Zeugen.“

Der Präsident: „Eines anderen Zeugen? Welches anderen Zeugen? (Zum Gerichtsdienner): Ist noch ein anderer Zeuge da?“

Der Gerichtsdienner: „Ja, ein von der Verteidigung geladener Zeuge.“

Der Präsident: „Ein Entlastungszeuge?“

Der rechte Beisitzer (lächelnd): „Ach! Ein Entlastungszeuge!“

Der linke Beisitzer (achselzuckend): „Ein Entlastungszeuge?“

Der Staatsanwalt (sich in seinen Sessel zurücklehrend): „Et, sieh mal an! Ein Entlastungszeuge!“

Der Verteidiger: „Aber dieser Zeuge ist ein durchaus ehrenwerter Bürger, der . . .“

Der Präsident (spöttisch): „Wir zweifeln nicht daran, Herr Verteidiger.“

Der Staatsanwalt (ebenso): „Nicht im mindesten!“

Der Verteidiger: „Aber, meine Herren, Sie werden mir zugeben, daß die Schuldeute kein Monopol auf die Wahrheit haben, daß auch andere . . .“

Der Staatsanwalt: „Wie? Was wollen Sie damit sagen? Wollen Sie etwa behaupten, die Aussagen der Schuldeute verdienen keinen Glauben?“

Der Verteidiger: „Oh! Der Gedanke lag mir durchaus fern!“

Der Präsident (zu Malbati): „Sturz er hat Sie beleidigt?“

Malbati: „Ja, Herr Präsident. Er hat mich Esel und Rindvieh genannt, wie gewöhnlich.“

Der Staatsanwalt: „Ich bitte den Gerichtshof, zu konstatieren, daß der Zeuge geigt hat: „wie gewöhnlich“ . . . das heißt, der Angeklagte ist ein Gewohnheitsverbrecher . . .“

Der Verteidiger: „Aber ich bitte sehr um Verzeihung! Der Zeuge hat nur sagen wollen, daß es Beleidigungen waren, wie sie in solchen Fällen üblich sind.“

Der Präsident: „Bitte, Herr Verteidiger, Zeugenbeeinflussung ist strafbar, wie Sie wohl wissen werden. (Zum Zeugen!) Und der Bestohlene? Hat er den Angeklagten rekonozitiert?“

Malbati: „Das ist nicht gut möglich, da er blind ist.“

Der Staatsanwalt: „Es ist schmachvoll, eines der bedauerndwertesten menschlichen Gebrechen auszunützen, um sich ungestört auf Kosten anderer zu bereichern!“

Der Verteidiger: „Aber aus welchem Grunde hätte mein Klient das wohl tun sollen? Er ist ein Mann in guten Verhältnissen, Rentier . . .“

Der Präsident: „Rentier? Die polizeilichen Ermittlungen sagen: ohne Beruf.“

Der Staatsanwalt: „Ohne Beruf! Das ist ja sehr interessant!“

Der Verteidiger: „Mein Klient befindet sich auf der Straße. Jrgend ein Langfinger hat einem blinden Bettler seine Cinnamome gestohlen. Das Publikum läuft und schreit. Mein Klient will sehen, was vorgeht, und man verhaftet ihn — ihn, in dessen Portemonnaie man, wie der Zeuge soeben ausgesagt hat, 34 Franken findet.“

Der Staatsanwalt: „Ja, das Handwerk scheint rentabel zu sein!“

Der Präsident: „Rufen Sie jetzt den Entlastungszeugen, Herrn . . . Wie heißt er? Vaupolu?“

Der Verteidiger: „Verzeihung, Herr Präsident, Vaupalu.“

2. Der Entlastungszeuge.

Der Präsident: „Also rufen Sie den Zeugen Beau-Beau-Vaupolu!“

Der Gerichtsdienner (schreiend): „Vanbeau-Poilu! Vaubeau-Poilu! . . . Na: wo steckt der Kerl denn?“

Vaupalu (ein würdiger, korpulenter Herr mit imposanter Blase nähert sich furchtlos, seine Ladung in der Hand, dem Gerichtsdienner): „Verzeihung, mein Herr, suchen Sie mich?“

Der Gerichtsdienner: „Wie heißen Sie?“

Vaupalu: „Vaupalu, nicht Vaubeau-Poilu.“

Der Gerichtsdienner: „Sie haben mir keine Lehren zu geben, Sie! Sie haben nur zu antworten, wenn Sie gefragt werden!“

Der Präsident (ungeduldig): „Na, werden Sie heute noch so gütig sein und an den Zeugenisch treten? Glauben Sie vielleicht, der Gerichtshof kann warten, bis es Ihnen beliebt?“

Vaupalu: „Verzeihung, Herr Präsident, der Gerichtshof hat mich . . .“

Der Präsident: „Genug! . . . Ihr Name, Vorname, Alter, Beruf und Wohnung?“

Vaupalu: „Vaupalu, Melchior Ernst, 58 Jahre, Rue Michor 100.“

Der Präsident: „Haben Sie vielleicht die Absicht, sich über den Gerichtshof lustig zu machen?“

Vaupalu: „Ich?“

Der Präsident: „Natürlich, Sie! Warum verschweigen Sie Ihren Beruf?“

Vaupalu: „Warum? Weil ich keinen habe!“

Der Staatsanwalt (spöttisch): „Ach! Und wovon leben Sie?“

Vaupalu: „Wovon ich lebe? Nun, von meinen Renten!“

Der Präsident: „Warum sagten Sie dann nicht gleich: Rentier? Diese Hartnäckigkeit, Ihren Beruf zu verheimlichen, ist verdächtig!“

Vaupalu (eingeschüchtert): „Ich wußte nicht . . .“

Der Staatsanwalt: „Sie wußten nicht, was Sie sagen sollen?“

Vaupalu: „Ja . . . nein . . . das heißt . . . ich —“

Der Präsident: „Schon gut! . . . Erzählen Sie, was Sie gesehen haben!“

Vaupalu: „Gott! ich habe nichts gesehen.“

Der Präsident: „Dann setzen Sie sich!“

Der Verteidiger: „Vielleicht gestattet mir der Herr Präsident, dem Zeugen einige Fragen zu stellen?“

Der Präsident: „Gott! wollen Sie nicht lieber gleich meinen Platz einnehmen?“

Der Verteidiger: „Herr Präsident, ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen. Wenn Sie den Zeugen fragen wollen, ob er im Augenblick der Verhaftung zugegen war, so . . .“

Der Präsident: „Im Augenblick der Verhaftung? Schön! (zum Zeugen): Also, Sie haben dem Diebstahl beigewohnt?“

Baupalu: „Nein.“

Der Präsident: „Dann setzen Sie sich!“

Der Verteidiger: „Verzeihung, Herr Präsident, Herr Baupalu begleitete den Angeschuldigten . . .“

Der Staatsanwalt (zum Zeugen): „Sie begleiteten den Angeschuldigten?“

Baupalu: „Ja, mein Herr.“

Der Staatsanwalt: „Dann müssen Sie doch den Diebstahl gesehen haben, da der Angeschuldigte der Dieb ist?“

Baupalu: „Oh! . . . aber mein Herr, ich versichere Sie . . . ich kenne Cocanplume seit zwanzig Jahren . . .“

Der Staatsanwalt: „Aha! Deshalb wollen Sie wohl auch hier zu seinen Gunsten aussagen?“

Der Präsident: „Seien Sie mit ihren Angaben ja recht vorsichtig! Sie wissen, Meineid wird streng bestraft!“

Baupalu (eingeschüchtert): „Herr Präsident, ich habe folgendes auszusagen: Cocanplume und ich, wir wollten ins „Paradies der Damen“ gehen und rotes Band laufen.“

Der Präsident: „Sind Sie desorientiert?“

Baupalu: „Nein, mein Herr.“

Der Präsident: „Ist Ihnen bekannt, daß das unberechtigte Tragen von Orden, Ehrenzeichen usw. streng bestraft wird?“

Baupalu: „Aber, mein Herr, ich wollte für meine Frau Strumpfbänder laufen.“

Der Staatsanwalt: „Strumpfbänder? Sie beleidigen die Ehrenlegion!“

Baupalu: „Aber ich schwöre Ihnen! . . . Meine Frau ist brünett, und deshalb . . .“

Der Präsident: „Bitte, keine Obszönitäten!“

Baupalu: „Ich? Bei allem, was mir heilig ist —“

Der Präsident: „Der Gerichtshof braucht Ihre Schwüre nicht. Fahren Sie fort und beeilen Sie sich!“

Baupalu: „Also, wir wollten gerade das Warenhaus betreten, als wir schreien hörten: „Haltet den Dieb!“ Und da begannen wir zu laufen . . .“

Der Staatsanwalt: „A! Sie gestehen also Ihre Mitschuld ein?“

Baupalu: „. . . .?“

Der Präsident: „Nun ja, Sie begleiteten den Dieb und entflohen mit ihm, als Sie rufen hörten: Haltet den Dieb!“

Baupalu: „Aber nein, mein Herr! Wir begannen zu laufen, um zu sehen, was es gibt. Und da hat ein Schutzmann meinen Freund brutal gepackt und . . .“

Der Präsident: „Ich dulde nicht, daß Sie die Güter der öffentlichen Ordnung beleidigen!“

Baupalu: „Ich wollte sagen . . .“

Der Präsident: „Schön gut! Sie haben den Diebstahl nicht gesehen? Sie wissen nichts? Setzen Sie sich!“

Der Verteidiger: „Aber Herr Präsident . . .“

Der Präsident: „Ich weiß übrigens noch nicht, Herr Verteidiger, ob wir nicht dieselben famosen Zeugen als Mitschuldigen zu betrachten haben und . . . (Baupalu exekutiert einen, schleimigen Nückzug.) Herr Verteidiger, Sie haben das Wort!“

Der Präsident beginnt mit dem linken Weisiger zu plaudern, während der rechte Weisiger sein Sonett, das er endlich vollendet hat, ins Reine schreibt. Der Staatsanwalt gähnt, als wollte er sich die Kiefer verrenken.

Kleines feuilleton.

Amerikanisches Prokentum. (Nachdruck verboten.) Hohes Interesse gewährt eine größere Veröffentlichung des amerikanischen Schriftstellers Cleveland Moffett, „Schamloser Mißbrauch des Reichthums“ betitelt. Seine früheren Mitteilungen über die riesigen Ausgaben einiger New Yorker Millionärinnen für Bekleidungs zwecke hatten auf mehreren Seiten entzückten Einspruch hervorgerufen. Dies veranlaßte ihn, der Sache noch gründlicher nachzugehen und das Ergebnis war, daß seine angeführten Ziffern sich als hinter der Wirklichkeit noch zurückbleibend erwiesen. Er hatte z. B. behauptet, daß manche New Yorker Dame für eine Jوبelpelzjade bis zu 6000 Dollar (25 000 Mark) bezahlte, und er hatte diesen Preis für einen ungeheueren gehalten. Seine neueren Forschungen ergaben jedoch, daß der Preis sogar ein sehr mäßiger ist! Von einem ersten New Yorker Pelzwarenhändler erfuhr er, daß „eine kurze Jوبeljade von nur mittlerer Qualität“ 10 000 Dollar koste, während für die beste Qualität, je nach Länge der Jade, 33 000 bis 44 000 Dollar bezahlt werden! Auf die Frage des erstaunten Schriftstellers: „Und kommt es vor, daß Sie Jaden zu solchen Preisen verlaufen?“ erfolgte die überraschende Antwort: „Wir haben Nähe, der Nachfrage zu genügen.“ Eine ganze Garnitur aus feinstem Jوبel — Jade, Boa, Muff — kommt auf fast 50 000 Dollar zu stehen! Und dabei hatte Moffett geschrieben, keine Dame, selbst die verschwenderischste nicht,

gebe im Jahre für Toilette zwecke, alles eingeschlossen, mehr als 30 000 Dollar aus! Hier das Jahresbudget einer Dame aus den Kreisen der „oberen Vierhundert“ (obwohl dieses geradezu fabelhaft klingt, haben mehrere „fashionable“ Schneider und Fugmacherinnen New York es als in vielen Fällen beträchtlich zu niedrig gegriffen erklärt): Pelzwaren 5000 Dollar, Dinertabletten 5000 Dollar, Ball- und Theaterkleider 8000 Dollar, allerlei Umhüllen 2500 Dollar, Besüß- und Frühstückstoiletten 3000 Dollar, Schlafrocke und Hauskleider 2000 Dollar, Regligés 1800 Dollar, Wäsche 1600 Dollar, Hüte und Schleier 1200 Dollar, Reifkleider nebst Zubehör 750 Dollar, Schuhe und Wirtwaren 1300 Dollar, Handschuhe und Taschentücher 1050 Dollar, Fächer, Spitzen und Diverses 2500 Dollar, Fleckenpufferrechnungen 1000 Dollar, das sind nicht weniger als 38 800 Dollar! Die Verschwendungssucht ist so gewaltig, daß die bekannte Damenschneiderin Madame Rouff in Cannes, bei der einzelne Kleider selten 40 000 Franken kosten, die Nase rümpfte, als eine Amerikanerin bei ihr für die Brautausstattung einer Tochter Leibwäsche zum Preise von „nur“ 3300 Dollar bestellte. Dabei gab es kein einziges Monogramm, dessen Stiderei mehr als 5 Franken gekostet hätte! Moffett bleibt dabei, daß seine Schätzung, wonach sechs-tausend reiche New Yorkerinnen jährlich mindestens für 40 Millionen Dollar Toilettenluxus treiben, keineswegs übertrieben sei. „Und wo bleiben alle anderen Großstädte der Vereinigten Staaten? Man kann die Zahl der Verschwenderinnen gut und gern mit zehntausend ansetzen. Wie leicht könnte jede 3000 Dollar an ihrem Bekleidungs budget ersparen und den Armen zuwenden — das wären 30 Millionen Dollar! Es bliebe noch immer ein Durchschnitt von 3000 Dollar für Toilette zwecke übrig, und damit läßt sich unbedeutend auskommen.“ Sicherlich, wenn man bedenkt, daß eine Arbeiterfamilie von sechs oder sieben Köpfen froh sein müßte, für Bekleidung den fünfzigsten Teil von 3000 Dollar ausgeben zu können. . . .

Moffett zieht auch jene andere Form des Prokentums in Betracht, die auf die „oberen Vierhundert“ beschränkt ist: die him- verbrannte Verschwendungssucht, die sich bei Gastereien, Soireen und Ballfesten breit macht. Die Ostentation, mit der da oft verfahren wird, steht in so großem Gegensatz zur Armut der Massen, daß die Erbitterung nicht ausbleiben kann. Solche Betonungen der Klassenunterschiede haben nur den Zweck, zu bewirken, daß von den Veranstaltern der Feste gesprochen wird. Eine Milliardärin ließ ihren Pudel an einem groß- artigen Souper, das sie gab, teilnehmen und regalierte ihn mit Champagner, Krüsseln und Eis! Eine andere ließ die betreffende Strafe während ihres Balles für das nichtgeladene Publikum ab- sperren! Dabei kommt der größte Teil der ungeheuren Summen, die von all dem übertriebenen Luxus verschlungen werden, Leuten zugute, die ohnehin schon reich sind: den großen Schneidern, Juwelenhändlern, Dekorateurs und den Millionentrübs, die die Massen ausbeuten. sk.

Ethnographisches.

Feste auf der Insel Jap. Die Eingeborenen auf der Südseeinsel Jap, die unter den zum Deutschen Reiche gehörigen Karolinen eine der interessantesten ist, sind große Freunde des Vergnügens und der Erholung. Sie benutzen, wie Vater Salesius in seiner Monographie „Die Karolineninsel Jap“ erzählt, jeden möglichen Anlaß zur Abhaltung von Festlichkeiten. Einige davon kehren regelmäßig im Jahre wieder, andere sind Gelegenheitsfeste. Jeden Monat wird das Vollmondsfest gefeiert, jedes Jahr das Fest des „Galuff“ mit religiösem Charakter und das sogenannte Kinderfest. Ist ein großes Gemeindehaus vollendet, oder der Bau eines Weges oder Dammes, oder sind die Kanus von Mogomog angekommen oder wieder zur Abfahrt bereit, kehren Zapleute von Palaoa oder Matelotas zurück, stirbt ein großer Häuptling, hat ein größerer Handel glücklichen Abschluß gefunden, kurz, bei einer Reihe von An- lässen wird, je nachdem, auf der ganzen Insel oder bloß in dem einen Distrikt oder Dorf ein fröhliches Fest gefeiert. Vielleicht darf hier erwähnt werden, daß der Japmann trotz seiner Festesfreudigkeit Hochzeitsfeiern und Geburtstagschmäuse nicht kennt. Ohne Sang und Klang tritt man ins Dasein und in die Ehe.

Bei allen Festen wird nicht nur fröhlich geplaudert, sondern auch tüchtig gegessen und getrunken. Ganze Berge aufgestapelter Kolosnüsse und Bananen, von Fischen und Jams, große Portionen des sonst kaum angerührten Schweines verschwinden in hungerige und schon gesättigte Mägen. Allerdings wird der Durst nur durch das gesunde, schmackhafte Wasser der jungen, trinkbaren Kolosnuss gestillt.

Bei jedem Fest wird getanzt und gesungen, Gesang und Tanz gehören auf Jap zusammen. Wenn der Japmann tanzt, so singt er auch, singt die Japfrau, so tanzt sie auch. Der begleitende Gesang muß ihnen die Tanzmusik ersetzen, die in Jap ganz unbekannt ist. Die Zapleute sind leidenschaftliche Tänzer und vollendete Meister in der Tanzkunst. Die Naturvölker, die es abscheulich finden, daß bei den Europäern beide Geschlechter gemeinsam tanzen, tanzen stets nach getrennten Geschlechtern. Sehr häufig werden befreundete Dörfer zu dem Festtanz eingeladen. Dadurch gewinnt die Veranstaltung, zumal so viele fremde Zuschauer sich einfinden, gleich den Charakter eines Tanzwettkampfes. Da nur der Tanz das höchste an Kunst und Lebensgenuß darstellt, was der Japmann kennt, so braucht man sich nicht zu wundern, daß jedes Dorf, im Bewußtsein, sich vor sachverständigen und kritischen Augen produzieren zu müssen, sein Bestes zu leisten und möglichst ruhmreich abzuschneiden sucht. Dementsprechend

sind denn auch die Vorübungen. Monatlang wird geübt bei Tag und Nacht — bei Mondschein oder Fadellicht tanzt der Japmann am liebsten — und das mit einer Ausdauer und Hingebung, die uns kaum verständlich sind. Hat doch mancher bei diesen unausgesetzten, höchst anstrengenden Einübungen die Gesundheit und selbst den Verstand verloren. Dafür sucht aber auch die Erhaltung in der schließlich öffentlichen Endvorstellung ihresgleichen. Die Freiübungen unserer Turnvereine sind vielfach Stümperei dagegen.

Der Tanz beginnt, gewöhnlich ohne Gesangsbegleitung, mit kürzerem oder längerem Händellatschen, das mit einem doppelten lauten Klatsch abschließt, der mit der hohlen Rechten auf die Höhlung ausgeführt wird, die die linke Brust und der an sie geschniegte und gebeugte linke Arm bilden. Dann beginnt nach kurzer Pause das Händellatschen von neuem, und es kommt zur Abwechslung hier und da leises Wellatschen der Schenkel hinzu; zugleich geraten auch schon Arme und Beine in leise, wie erst probierende Bewegungen. Allmählich aber wird die Sache lebendiger; es erfolgen schon leichte Hals- und Ganzdrehungen des Körpers, Halbungen und Vorwärtstreden der Arme, wobei die Fingerspitzen der Hand schnell vibrierende Bewegungen machen. Immer lustiger wird der Tanz, das Schauspiel bewegter. Drehungen in der Hüfte erfolgen, Kniebeugungen und dann schnelles Neiden des Körpers nach oben, sanft gewellte Linienbewegungen der Arme und aufgeregtes Stampfen mit den Füßen; Rückwärts- und Vorwärtsbeugungen des Oberkörpers, Drehungen, Biegen usw. folgen sich Schlag auf Schlag in steter, reicher Abwechslung und in immer feuriger werdendem Tempo. Schon quillt der Schweiß aus allen Poren der glänzend eingefetteten Körper; aber das verschlägt dem Japmann nichts; er schwitzt und schnauft und singt dabei und dreht sich und beugt sich und reckt sich wie eine lebendige Maschine, so korrekt und mechanisch sicher. Dem jetzt ist er in seinem Element, mit Leib und Seele dabei; die Tanzlust reißt ihn fort, der Weisfall stachelt ihn, der Ehrgeiz macht ihn selbstvergeßen. Hier löst sich der Drill in ein wunderbares Schauspiel harmonischer Körperbewegung auf. Trotz der Aufregung, trotz der Mühseligkeit und Energie, mit der die verschiedenen Körperformationen gebildet werden, sieht man nie eine edle, stumpfe, nie eine unschöne Bewegung. Doch das künstlerisch Schöne dieser Tänze besteht nicht nur in der Exaktheit ihrer Ausführungen; es liegt auch in ihrer darstellenden Symbolik. Wie wunderbar schön weiß doch zum Beispiel der Japmann uns in seinen Tanzbewegungen das Leben und Treiben des „Galuff“, der großen auf Jap existierenden Eidechse, vorzuführen, es zu imitieren, zu symbolisieren, wie sie fachte ihre Beute anschießt, wie sie sie erschnappt, wie sie, gestört, sich schleunig zur Flucht wendet!

Neben dem Tanze kennt der Japmann kein größeres Vergnügen als die Segel- und Ruderregatten. Man glaubt sich auf eine moderne Rennbahn versetzt, wenn man die Schilderung dieser Segelpartien und Ruderregatten liest. Unter den sonstigen Zerstreuungen und Belustigungen kennt der Japmann verschiedene Spiele, wie Ballspiele, das Speerwerfen nach kleinen Fischen, auch wohl hier und da eine Art Brett- oder Damenspiel.

Archäologisches.

Deutsche Ausgrabungen in Tiryus. In Tiryus, der alten Königsburg, die in den Jahren 1884/5 von Schliemann und Dörpfeld in ihren wesentlichsten Teilen freigelegt worden war, hat das deutsche archäologische Institut kürzlich wieder unter Dörpfelds Leitung eine vierwöchentliche Grabung ausgeführt, zu welcher ein Holländer, Herr A. E. Goeloo die Mittel gestiftet hat. Zweck dieses Unternehmens war es, einen Teil der noch unberührten Unterburg zu untersuchen und über die sogenannte barmykenische Kultur neue Aufschlüsse zu gewinnen. In dieser Hinsicht ist, wie der soeben erschienene vorläufige Bericht darthut, die Grabung so erfolgreich gewesen, daß sie im kommenden Jahre fortgesetzt werden soll. Die Untersuchung umfaßte die Wauschichten, die unter dem bekannten Königspalaste liegen und sich 6 Meter hoch übereinander aufstürmen. Die Tiefgrabungen ergaben das Vorhandensein von vier Besiedlungsperioden, die alles um vieles älter sind, als der große Palast der Oberburg. Von dem alten Schloß wurde das noch drei Meter ansteigende Haupttor bloßgelegt; da stellte es sich heraus, daß die ganze Ostmauer mit dem großen Südturm, die bekannte Galerie und die Vorratskammern nur Erweiterungen der alten Burganlage sind. In den tiefen Wauschichten, die altertümliche Topfscherben bargen, fanden sich nur vereinzelt einige kleine Gräber, in welchen die Toten in Hockerlage bestattet worden waren. An der Südostseite der Burg aber stieß man beim Säubern der Mauer vom Baustritt auf ein ungeheures Depot von Terrakotten, die zum großen Teile aus dem Heiligtum der Hera, wo sie als Weihgaben gebietet haben mögen, zu stammen scheinen. Auch auf der Suche nach den bisher vermischten Grabanlagen ist Dörpfeld glücklich gewesen. Er konnte die Metropolis von Tiryus im Südwesten der Burg, unweit vom Bahnhof entdecken. Hier wurden dicht nebeneinander einige Kisten und Urnengräber gefunden, mit kleinen Beigaben.

Aus dem Tierreiche.

Prunkfarben bei Vogelmannchen. Gegen Darwins Erklärung der Prunkfarben bei Vogelmannchen durch geschlechtliche Zuchtwahl wird immer wieder die Tatsache ins Feld geführt, daß

die Weibchen gerade der prächtvollsten Männchen von deren Liebespielen anscheinend gar keine Notiz nehmen. Bei oberflächlicher Beobachtung findet man die Angaben betreffend des Weibchens beständig. Beim Fasan zum Beispiel sind die Weibchen anscheinend sehr indolente Geschöpfe. Der Mann umkreist sie tagelang vergebens. Unaufhörlich wiederholt sich nach ein paar Sprüngen die Pirouette, womit der Fasanhahn das Weibchen umtanzt, einen feuergoldenen Kragen nach dessen Seite ausbreitend. Der grüne Metallfleck des Rückens wird wie ein Blendspiegel gegen das Weibchen gerichtet und dabei ein lauter zischender Ton ausgestoßen. Es ist unzweifelhaft, daß hier die Absicht des Reizens vorliegt. Und der Erfolg? Keußerst selten bei Tage, häufiger in den Morgenstunden, läßt ihn die Henna zu, indem sie sich duckt. Es scheint ein Gefehz zu sein, je älter die Weibchen, desto feuriger müssen die Reizmittel des Hahnens sein, und so behält Darwin doch recht.

Technisches.

Röntgenstrahlen im Dienste der Industrie. Die Anwendung von Röntgenstrahlen in der Medizin zu diagnostischen und heilenden Zwecken ist heute schon eine allbekannte Tatsache. Weniger bekannt aber ist es, daß sich gewisse Industrien mit Erfolg der Röntgentechnik bedienen. Vor allem können äußerlich homogene, gleichförmig aussehende Stoffe auf ihre Reinheit geprüft werden. Dies geschieht z. B. bei Preßkohlen, um zu untersuchen, ob nicht Steine beigelegt sind. Ferner werden Hartgummi und andere für die Elektrotechnik wichtige Isolationsmaterialien daraufhin untersucht, ob sie nicht gefährliche metallische Beimengungen enthalten. Auch Perlen und Diamanten können auf ihre Echtheit, Erze auf ihren Metallgehalt untersucht werden. Interessant ist auch eine Einrichtung in einem Goldbergwerk in Siebenbürgen. Dort ist ein Röntgenapparat aufgestellt, um Personen rasch daraufhin kontrollieren zu können, ob sie nicht Goldlöcher am Körper versteckt oder gar verschluckt haben.

Humoristisches.

— Salgenhumor. Herr (zu einem Weinfälscher, der wegen Färbens des Weines angeklagt ist): „Also heute wird Ihre Verhandlung sein?“

„Ja.“

Herr: „Nun?“

„Ich werde leider — Farbe bekennen müssen!“

— Unter Kindern. Ma: „Was mag das nur sein, ein süßes Geheimnis?“

Frischen: „Wenn man weiß, wo Mama den Honigtopf versteckt hat!“

— Seufzer. Verleger (der eine neue Zeitung gegründet hat, zu seinem Freunde): „Ach, wenn wir nur schon so viel Abonnenten hätten, als sich uns Mitarbeiter angeboten haben!“

— So ändern sich die Zeiten. Herr (sein Notizbuch durchblättern): „6 B., 1 L. und 1 S. das hat früher einmal geheißen: 6 Bussell, 1 Käseln und 1 Händedruck, jetzt heiße es: 6 Bier, 1 Limburger und 1 Sabanna.“

— Ein Vorsichtiger. Schaffner: „Es geht nicht anders, Sie müssen ausnahmsweise hier im Damencoups Platz nehmen. Uebrigens sitzt nur eine Dame drin.“
Junggeheile: „Ist die schon verheiratet?“

— Eigene Tagierung. Erster Buchhalter (zum Kollegen): „Was haben wir heute?“

Zweiter Buchhalter: „Meinem Bart nach ist's Freitag!“

Erster Buchhalter: „Ach, ich meine das Datum!“

Zweiter Buchhalter: „Ach so — nun, meinem Portemonnaie nach den neunundzwanzigsten!“

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Ausstellung von Antiquitäten und Kunstgegenständen (Antike und moderne Kunst) in den Räumen der Berliner Sezeßion wird am Donnerstag, den 5. September, vor einem besonders eingeladenen Publikum eröffnet. Allgemein zugänglich ist die Ausstellung von Freitagmorgen 10 Uhr ab.

— Rudolf Herzogs neuestes Schauspiel „Auf Wissensloog“ wurde vom Berliner Schauspielhaus zur Ausführung angenommen.

— Ein Denkmal Tschekows wird in Badentweiler errichtet, wo der russische Dichter im vorigen Jahre gestorben ist.

— Archäologische Entdeckungen in Frankreich. Die Spuren einer prähistorischen Niederlassung wurden bei der Gemeinde Villebenard (Marne) entdeckt. Frühere Ausgrabungen an derselben Stelle hatten bereits eine Reihe von Höhlen und Totenkammern von hohem Alter aufgedeckt, und jetzt ist eine Anzahl von Gängen gefunden worden, die einander durchkreuzen und bis zu einer Tiefe von vier Metern hinabführen.